

Predigt von Hauptpastorin
Pröpstin Astrid Kleist



StJacobi

7. April 2024
Sonntag Quasimodogeniti

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen, Amen.

Vermutlich könnt Ihr Euch vorstellen, dass ich in den letzten Wochen diesen Moment immer wieder gedanklich durchgespielt habe. Wie ich gut schaffen kann, jetzt und hier, nicht aus der Rolle zu fallen. Nicht, weil das gemeinhin meine Art ist, aber weil ich nah am Wasser gebaut bin, wenn mir Dinge nahe gehen. Und das tut der Abschied heute.

Also, habe ich gedacht, ich könnte versuchen, mich von Pointe zu Pointe zu hangeln. Aber so lustig wäre das für euch nicht. Dann kam mir Ostersonntag die Idee, ich könnte auch heute wieder ein paar Ostereier von oben zu Euch runter werfen. Solange, bis ihr euch fragt, was ich eigentlich für einen Vogel habe.

Noch besser, ja eindeutig angemessener erscheint mir jedoch, gemeinsam in die wundersame Geschichte einzutauchen, die zum heutigen Sonntag gehört. Und die wie kaum ein anderer Predigttext im Kirchenjahr so exakt passt, weil die Begegnung Jesu mit Thomas am Sonntag nach Ostern spielt, als sich die Jünger versammelt hatten.

Noch sitzt ihnen der Schrecken der Hinrichtung in den Gliedern. Und alles, was danach geschah. Noch hocken sie zurückgezogen beieinander. So recht zu wirken, scheint die frohe Osterbotschaft noch nicht. Die Angst dominiert.

Da tritt Jesus durch die verschlossene Tür. Der übliche Friedensgruß wird zum Segenswort. Aber erst als Jesus seine Hände und seine Seite zeigt, kommt Freude auf.

An seinen Wunden erkennen sie ihn. Ein Zusammenhang, den am Ende Thomas aussprechen wird. Doch Thomas ist just in diesem Moment, als der Auferstandene unter sie trat und ihnen seine Wunden zeigt, nicht da.

Die Wundmale als Erweis, welche Schrecken und Schmerzen überstanden sind und man trotzdem am Leben ist. Eine Geste, die sich hält. Die sich immer wieder auch unter uns abspielen könnte. Wenn sich Menschen wiedersehen nach einer überstandenen OP. Wenn man als Angehörige voller Sorge war. Wenn dann der oder die, von deren Lebendigkeit und Lebenskraft man sich überzeugen will oder überzeugt werden soll, unvermittelt den Pullover lüften oder das Hosenbein hochziehen kann, um einem die Narbe zu zeigen. „Schau her. Sieht schlimm aus. War es auch. Und doch: ich lebe!“

„Und als er das gesagt hatte, zeigte Jesus ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen.“ So beschreibt der Evangelist Johannes, wie das unverhoffte Wiedersehen und Erkennen Jesu die Jünger erleichtert hat.

Alle, außer einen. Denn einer fehlte, als der Auferstandene unangekündigt zu ihnen trat. Einer, dem es nun auch nicht reichen will, nur erzählt zu bekommen, was er nicht selbst begreifen darf. Auch Thomas gehört zum engsten Kreis. Zu den Jüngern, die nach Jesu Tod nicht wussten, wie es weitergehen sollte, auch wenn Jesus ihnen noch so oft erklärt hatte, was künftig ihr Auftrag sei. Aber ihre Angst ist größer. Die Sorge, gefangengenommen zu werden. Sich als Teil der Anhängerschaft Jesu in Gefahr zu bringen.

Wieso bloß war Thomas nicht da, als der Auferstandene im Raum stand? Als er sie überraschend in ihrem selbst gewählten Gefängnis aufsuchte, um sie aus diesem zu befreien?

Das Evangelium schweigt hierüber.

Vielleicht ertrug Thomas nicht mehr das enge Aufeinanderhocken. Das sich Verbuddeln und Verschießen. Die Trauer und Verzweiflung, die durch jede Ritze kriecht und sich wie Mehltau auf die Seelen legt. Vielleicht musste er einfach eine Weile entfliehen aus dieser unerträglichen Nähe.

Ob die anderen ihn bestürmt haben, als er wiederkam?

Erzählt haben werden sie ihm, was in seiner Abwesenheit geschah. Wie sie Jesus teilhaftig geworden waren. Wie er sich ihnen gezeigt hatte und sagte: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Gesandt in die Welt, im Wissen, dass zum Auferstandenen immer auch seine Wunden gehören. Dass entsprechend auch zu unserer Sendung das Wissen seiner wie unserer Wunden gehört, mit denen wir bleibend gezeichnet sind.

Unversehrtheit, Unverwundbarkeit ist nicht das, womit die, die Jesus folgen, von Jesus gesandt und gesegnet sind.

„Ihr könnt mir viel erzählen.“, mag Thomas gedacht haben, als sie ihm von ihrem Erlebnis berichteten.

„Ich glaube es erst, wenn ich es selbst sehe. Den Finger will ich in seine Wunde legen.“ Vielleicht hatten sie sich ja getäuscht? Vielleicht waren sie einer Einbildung aufgesessen? Wer weiß schon, ob wahr ist, was andere behaupten, erlebt zu haben?

Mir geht das ehrlich gesagt manchmal so, wenn ich anderen zuhöre, wie sie mir erzählen, was sie z.B. früher auch hier in St. Jacobi oder überhaupt in der Kirche zusammen erlebt haben.

Wie intensiv und großartig das alles war. Wie eng die Gemeinschaft und umwerfend die Erlebnisse. Wie die Menschen in Schlangen an der Straße standen, um zum Gottesdienst oder Konzerten zu kommen. Wie man intensiv diskutiert hat und wie viele sich engagierten. Und überhaupt, wie lebendig und präsent die Kirche war.

Ich möchte das dann gar nicht bezweifeln und ich kann spüren, wie sehr es die, die erzählen, erfüllt und trägt. Wie das gemeinsam Erlebte sie geprägt und verändert hat. Aber mir, die ich dann nicht selbst dabei gewesen bin, hilft es meist wenig, solche Berichte zu hören. Sie können mich eher sehnsüchtig, mitunter fast aggressiv, auf jeden Fall neidisch stimmen. Denn sie helfen mir nicht, zu glauben, dass ich dazu gehöre, und dass auch ich solche intensiven Erfahrungen machen kann. Und so wird es manchen vielleicht auch ergehen bei dem, was ich über früher Erlebtes erzählen kann.

Um zu begreifen, dass es mit Jesus weitergeht und er auch Dich und mich dafür braucht und sendet, braucht es mehr. Braucht es eigenes Erleben und manchmal hautnah die Erfahrung von Dazugehören.

Im Johannesevangelium folgen auf die Zusammenkunft der Jünger acht Tage. Acht lange Tage. Das „Friede sei mit Euch!“ noch im Ohr, aber die Angst und Sorgen weiterhin in Kopf und Herz. Doch dann. Wieder sind sie am achten Tag beieinander und dieses Mal ist auch Thomas dabei. Die Türen weiterhin verriegelt, die Fenster verschlossen. Abermals der Gruß: „Friede sei mit euch!“ Der Auferstandene. Wieder steht er im Raum, doch wendet er sich nun allein Thomas zu. Als hätte er gewusst, was nicht offenbleiben darf.

„Lege deine Finger in meine Wunde. Gib mir deine Hand. Zweifle nicht, glaube.“

Den Finger in die Wunde legen dürfen. Was macht der Zweifel anderes als genau dies und will es immer wieder?

Gott sei Dank, dass Jesus diese Worte sagt: „Reiche mir deine Hand und lege sie in meine Seite.“ Nicht verurteilt er Thomas um seines Zweifels willen. Nicht stellt er ihn bloß. Zweifel machen den Auferstandenen nicht nervös. Keine Vorhaltungen, kein Abstrafen. Statt Anklage „Sieh selbst!“ Anstelle geballter Fäuste zeigt Jesus offene Flanke. Sein Friede ist nicht von dieser Welt.

„Mein Herr, mein Gott!“ Mehr Worte findet Thomas nicht. Ob er den Auferstandenen wirklich berührt hat, darüber erzählt Johannes nichts. Angefasst von dem Erlebten war vor allem er selbst.

Was für eine tröstliche Erinnerung an diesem ersten Sonntag nach Ostern. Was für eine gute Nachricht für alle, die den Zweifel kennen. Die den Finger in die Wunde legen müssen. Die fühlen, sehen und betasten wollen, damit auch in ihnen der Friede wohnen kann.

Wir brauchen uns unserer Zweifel nicht zu schämen. Weil Christus durch sie weder zu schocken noch zu vertreiben ist. Weil er sie kennt, hört, aushält und sich vor Zweifelnden nicht versteckt. Aber genauso gilt: Wer zweifelt, quält sich und meist auch andere. Quält durch das, was nicht zur Ruhe kommen will, was Zeichen fordert, ohne die das nur über andere Gehörte schwer zu glauben bleibt.

Und so weiß z.B. ich offen gestanden auch wirklich nicht, ob der Weg, für den ich mich jetzt entschieden habe, der richtige ist. Und ich weiß, dass ich darin in den letzten Monaten auch manchmal anstrengend war und bin.

Weil es einfacher ist, mit Menschen zusammen zu sein, die sich ihrer Sache und ihres Weges sicher sind. Doch manchmal kann man wohl nur durch den Zweifel zum Vertrauen gelangen. Um wieder ein Gefühl dafür zu bekommen, auf welchen Weg wir uns gesendet fühlen. In aller Offenheit, wohin er uns führt.

Manchmal heißt es auch, mit dem Zweifel leben zu lernen und trotzdem weiterzugehen. Nicht alles können wir sehen. Nicht alles können wir selbst fühlen und umso mehr vertrauen: Der Auf-
erstandene geht voraus.

Als Gezeichneter im aufrechten Gang. Um sich von uns suchen zu lassen mitten in dieser Welt. In
der Zuversicht, dass wir schon längst von ihm gefunden sind.

Darauf lasst uns, will ich meine Hoffnung und Freude setzen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in
Christus Jesus, Amen.